

Hortensia Völckers
Künstlerische Direktorin der Kulturstiftung des Bundes

Kraftwerk der Kulturellen Bildung*

„Gute, reine, frische und wohlschmeckend Butter soll der *Oeconomus*, soviel möglich, kauffen, und sonderlich auff den Tisch niemals altschmeckende und eckelhalffte Butter geben.“

August Hermann Francke
„Küchen= und Speiseordnung“ 1702

Am besten brennt Buche. Drei Tage dauert das Vorheizen des Ofens. 300 Grad bieten eine ideale Hitze für die Ausbildung jener kräftigen Kruste, die einen Laib Holzofenbrot gute zwei Wochen lang frisch hält. Theoretisch. Praktisch wirkt dieses Brot unwiderstehlich und wird am besten ofenwarm, unter breiten Lagen Kräuterquark direkt verzehrt von den Tischen, die beim Lindenblütenfest vor dem Backhaus stehen. Ein Tag, an dem Gäste zu tausenden durch die Franckeschen Stiftungen strömen – an der eindrucksvollen Barockfassade des Haupthauses vorüber und über den Pflasterboulevard des Schwarzen Weges hinein in den Bildungskosmos der Franckeschen Stiftungen: Kindergarten, Grundschule, Sekundarschule, Gymnasium, Bibliotheken, Seminare, Museumskrippe, Musikinternat, Familienkompetenzzentrum, die Sammlungen der „Kunst- und Naturalienkammer“, Ausstellungsräume, die Mensa und – eben – das „Backhaus“.

Dieses Backhaus eigens zu betonen – dafür spricht nicht allein der Ruf, den gesunde Ernährung hier seit den Anfängen der Franckeschen Stiftungen genossen hat, auch wenn „äußerliche Verpflegung keineswegs die Hauptabsicht“ ist an einem Ort, der weniger auf den Magen als auf die christliche „Erhebung der Seelen“ zielt, wie August Hermann Francke formulierte. Dennoch: seine pietistische Bildungsordnung wäre unvollständig ohne einen regional wie saisonal ausgeklügelten Speiseplan mit

Buchweizenmus, Erbsen, Rüben, Hirse und mit Fleisch – in Maßen, versteht sich, nur an Sonntagen für alle und als Fleischsuppe auch mittwochs. Dafür gab es täglich „gute Butter“. Und eben Brot: „Denn genug Brod sollen [die Waisenkinder] bey allen Mahlzeiten bekömmen...“ – so hatte Küchenchef Francke 1702 verfügt. Also wurde gebacken: Zweimal am Tag für dreitausend Minder, das waren 2200 Zöglinge und bis zu 800 Betreuer und Bedienstete.

Beinahe wäre die Geschichte des Backens in den Franckeschen Stiftungen abgerissen. Der im Jahr 1738 erbaute Ofen geriet vollständig ins Abseits, als er in den 1920er Jahren hinter einer Mauer verschwand. Sein ziegelbewehrtes Dornröschen-Dasein beendete erst die jüngste Instandsetzungsphase der Franckeschen Stiftungen von 2009 bis 2012. Mit dem Hammer. Und mit dem stiftungseigenen Gespür für zukunftsweisende Potenziale des Vergangenen. Also tauchte – als die Mauer weg war – mit dem alten Ofen umgehend der Plan seiner Wiederbelebung auf. Ein Reflex von Verantwortungsgefühl und Tatkraft, der in den Franckeschen Stiftungen schon ein Vierteljahrhundert zuvor, nach dem Zusammenbruch der DDR, wirksam wurde und das Mirakel bewirkt haben mag, das marode Bau-Ensemble zu sanieren und die Geschichte der Franckeschen Stiftungen weiter zu schreiben.

Aura und Alltag

In dieser mit dem spätbarocken Ende des 17. Jahrhunderts beginnenden Geschichte waren die Franckeschen Stiftungen immer beides: ein Ort christlich-educativer Konzentration und pragmatischer Weltoffenheit, eine pietistische Herzensschule und ein weitläufiger Assoziationsraum für den Verkehr mit Geistesgrößen der verschiedenen Epochen – Gottfried Wilhelm Leibniz, später Johann Wolfgang Goethe – sowie mit den Vertrauten in Übersee: in Nordamerika, Indien oder Russland. Und sie waren ein international weitreichendes Handelszentrum, dessen pharmazeutische Produkte ebenso gefragt waren wie die auf dem Gelände gedruckten Bücher.

Francke hatte dieses von Steuererleichterungen profitierende, pietistisch-plurale „Empire“ wohlweislich vor den Mauern der Stadt hochgezogen. Diese territoriale Distanz wirkt bis heute prägend – wenn auch nun vor allem durch die, von mächtigen blauen Lichtmasten gerahmte, vierspurige Hochstraße, die als Relikt einer sozialistischen Verkehrswegeplanung den Schnitt markiert, der von Beginn an bestand zwischen dem historischen Kern Halles und dem Areal der Franckeschen Stiftungen.

Dort hinein tritt man ein wie in einen Garten. Francke hatte die Metapher in zahlreichen Schriften mit Blick auf Absolventen verwendet, die sich als Anstalts-Agenten an auswärtige Wirkungsstätten

verpflanzen ließen. Heute – und von der Hochstraße her gesehen – lässt sich das Bild des Gartens ganz buchstäblich anwenden auf die Linden, Kastanien, Maulbeer- und Kirschbäume, die das barocke Bau-Ensemble beleben – dazwischen Grünflächen und das lichtdurchflutete Schul-Gewächshaus mit seinen Kräuter- und Gemüsebeeten für die botanische Bildung hiesiger Nachwuchsgärtner.

Wer an der weißen Kubatur der Kulturstiftung des Bundes vorüber geht, lässt den Straßenlärm auf dem Franckeplatz Schritt für Schritt zurück. Wer dann den Lindenhof Richtung Bibliothek hinaufgeht, hört durch das Laubwerk hindurch vom Musikinternat der Latina her das Proben von Chorgesang, das Stimmen einer Klarinette, Klavierpassagen, die abbrechen, neu ansetzen. Wer zur Mittagszeit in entgegengesetzte Richtung läuft, gerät in den Trudel des historischen Speisesaals, in dem Museumsgäste, Stiftungskollegen, Handwerker und vor allem Studierende mit Kinderwagen, Tasche und Tablett den einen freien Platz unter zweihundertzehn vorhandenen Sitzen suchen, an dem sich essen und gut unterhalten lässt über Tagesgeschäfte, Nachrichten, über Gott und die Welt.

Aura und Alltag der Franckeschen Stiftungen: Für einen Ort auf der Vorschlagsliste für das UNESCO-Weltkulturerbe hat das hiesige Kommen und Gehen der Menschen wenig Denkmalhaftes und Präzioses. Gewiss, es gibt die Ankünfte von Reisebussen, die Besucherscharen herbei befördern. Es fahren getönte Limousinen vor, aus denen Politiker und Ehrengäste steigen. Unter der Woche aber bestimmen dezidiert unponpöse Stiftungsbenutzerinnen und -benutzer das Bild. Immer lehnt irgendwo ein Fahrrad schräg am Gemäuer, spielen Kinder Verstecken, führen junge Menschen ihr Gespräch unter Bäumen, geht irgendwer mit dem Hund vorüber.

„Die große Welt allhier im kleineren beisammen haben“

Ein aufgeweckter, nachgerade anti-musealer *esprit* bestimmt das Alltagsleben der Franckeschen Stiftungen. Er ändert wenig daran, dass wesentliche Elemente des Programms, mit dem August Hermann Francke im 17. Jahrhundert angetreten ist, bis heute Bestand haben. Lange vor der gesetzlichen Verankerung der Sozialstaats-Idee sind die Franckeschen Stiftungen als Großprojekt der sozialen Inklusion auf die Bühne der Vormoderne getreten und haben unter dem Institutionen-Entwurf des „Waisenhauses“ ein sozialreformatorisches Angebot von bis dahin kaum bekannter Zivilität angeboten. Avantgardistische Züge trägt vor allem das pädagogische Curriculum: die ständeübergreifende Zusammenführung von Adel, Bürgertum und Waisenkindern an einem gemeinsamen Ort, die Durchsetzung von Bildungsrechten für Mädchen, denen Francke „ungemeine Fähigkeiten zu allerhand nützlichen Künsten und Wissenschaften“ attestierte, die Systematisierung der Ausbildung von Lehrkräften, um die „höchstnöthige Verbesserung der Schulen“ zu veranlassen, schließlich ein auf direkte Anschauung und haptisch-motorische Sensibilitäten abzielender Unterricht

mit den „Realien“, die in die heimische Kunst- und Naturalienkammer gelangt sind und die es zulassen, dass die Waisenkinder eine Krokodilhaut vom Nil kennen lernen, ein „vier Fuß langes Palm-Blatt von der Küste Coromandel“, eine Koralle, eine „Ribbe vom Wallfisch“, einen „Chinesisch Frauens-Schuh“, dazu Perlen, Hörner, Abakusse, Globen, Muscheln – alles Dinge von größter Weitläufigkeit, die allen aufgeweckten Seelen die reiche Diversität des irdischen Lebens vor Augen führen.

Francke hätte andere Worte gewählt, hätte mit rechtem Fingerzeig auf den Allmächtigen in erster Linie die Größe und Schönheit des Schöpfungsplans gepriesen, den die Wunderkammer zum Ausdruck bringt. Sein Kompass war klar orientiert auf den Zweck der Gottes-Ehr. Die Unangefochtenheit dieses Glaubens, so wie sie aus historischen Schriften herausklingt, mag in modernen Gemütern leise Skepsis auslösen, zugleich weckt sie Respekt für die Demut, mit der sich Francke stets und immerfort vor der Schöpfung verneigt.

Mag sein, über einige von Franckes Positionen ist die Zeit hinweggegangen: Fortschrittlicher Weise verboten hatte er die unter Lehrern grassierende Trunksucht und Prügelstrafen im Exzess. Aber die maßvolle körperliche Züchtigung blieb ein probates Mittel der Erziehung. Tagebücher sollten wirken, wenn auch als Instrumente autoreflexiver Abrichtung – nicht als protoliterarisches Medium individueller Imagination. Theater blieb verpönt. Überhaupt ließ der in den frühen Franckeschen Stiftungen vorherrschende Ordnungs-Geist wenig Raum für das Dunkle, Wilde und Leibliche, das nicht nur in den Waisenkindern steckte, sondern dem Menschen innewohnt als anthropologische Kraft und Konstante.

Internationales Kraftwerk für Kulturelle Bildung

300 Jahre nach Francke sind die Stiftungen eine lebendige Schulstadt geblieben – ein vitaler Verbund an Einrichtungen, die aufbrechen ins 21. Jahrhundert. Im historischen Vergleich wirken die Verhaltensregeln heute post-pietistisch *relaxed*. Jeans und Lederjacke haben die gleichförmige Kleidung der Waisenkinder ersetzt. Theologie und Tattoo bilden ein fragloses Miteinander. Unter den gut 4000 täglichen Stiftungsbenutzern sind Pluralität und Nonkonformismus lebendig.

Und doch: Bei aller Durchlässigkeit der Lebensstile halten die Franckeschen Stiftungen eindrücklich an ihrem christlich begründeten Fürsorge-Ideal fest. Sie stehen dafür ein, dass Bildungsaufgaben immer auch soziale Aufgaben darstellen. Und dass Schulen in einer Demokratie der zentrale Ort sind, um Armut aufzufangen, Teilhabe zu ermöglichen und unabhängig von familiären Hintergründen für eine gerechte Verteilung von Bildungschancen zu sorgen. Die räumliche Geschlossenheit, die

historische Verankerung, die Disparität der auf dem Stiftungsgelände versammelten Schul-, Museums-, Wissenschafts-, Sozial- und Kultureinrichtungen bieten ideale Nachbarschaftsverhältnisse für ein Bildungsangebot, das auf einem einzigen Campus unterschiedlichste Kompetenzen zugleich befördern kann: das Musische und das Mathematische, den Sport und das Soziale, das Sprachliche und das Handwerkliche, das Lernen im Team, den Austausch zwischen den Generationen und zwischen Menschen mit grundverschiedenen Herkünften.

Für eine Einrichtung, die sich anschickt, Weltkulturerbe zu werden, mag gerade diese internationale Perspektive von besonderer Bedeutung sein. Was wäre, wenn sich die Franckeschen Stiftungen bei aller „festen Verwurzelung“ in Halle zukünftig noch stärker in einen beziehungsreichen Experimentierraum für globales Lernen entwickeln wollten? Wenn die Schulstadt anknüpfen wollte an das eigene Traditionsband der Expeditionen und pietistischen Missionierung in Indien, Afrika und Asien? Wenn sie die diversen transkontinentalen Kommunikationslinien, die die Wunderkammer durchkreuzen, auflesen und die historischen Objekte neu befragen wollte zu ihrer wilden Stofflichkeit, ihrer Provenienz, ihrer Nutzungsgeschichte als Unterrichts-Realien?

Eine solche Neuvermessung der Wunderkammer wäre nicht nur angewiesen auf die Expertise von Material- und Museumsforschern; auch Biologen, Geographen, Wirtschaftswissenschaftler, Philosophen und Künstler wären mit von der Partie, um aus der Sammlung heraus Fragen an unsere Zeit zu richten. Welche Überlebensperspektive besitzen heute die Krokodile, die früher „in dem Fluße Nilo in Aethiopien“ wohnten? Haben „die Malebaren“ im Süden Indiens eigene „unzivilisierte“ Zeugnisse zum Missionsgeschäft aus Halle verfasst, die der damaligen pietischen PR entgehen mussten? Was sind wirtschaftliche Folgen, wenn Korallen – wie sie die Wunderkammer ausstellt – verschwinden in unseren wärmer werdenden Meeren? Ist die Doppelkokosnuss der Seychellen-Palme ein Fall für die Saatgutbank auf Spitzbergen und wie funktioniert Ernährung auf einer Erde mit 10 Milliarden Menschen?

Die Gefährdung der Biodiversität, das Sprachensterben, Religionskonflikte, Krieg, Migration – derartige Themen klingen nicht nur an, sie ragen mitten hinein in den Alltag der Franckeschen Stiftungen. Vorn, im Krokoseum, und oben, im Familienkompetenzzentrum des Mehrgenerationenhauses, treffen schon heute Kinder, Jugendliche und Erwachsene aus Syrien, Afghanistan und dem Irak auf Stiftungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter sowie auf Studierende und Ehrenamtliche aus Halle, ziehen sich mit Bilderbüchern in ihre „Lesekuhle“ zurück, gehen in Ruhe die Schulaufgaben durch oder bereiten Verwaltungsgänge vor. Die Kinder spielen friedlich auf dem Rasen. Aber wenn sie anfangen, ihre Bilder zu malen, sind da zerstörte Häuser zu sehen und immer

wieder Flaggen, Flaggen, Flaggen – weil sie aus einer Welt kommen, die grausam aus den Fugen geraten ist.

Man könnte sagen, es sei beispielhaft, wie die Franckeschen Stiftungen in der Flüchtlingsfrage institutionell Verantwortung übernehmen und ihren Teil tun, um ein drängendes gesellschaftliches Problem zu lösen. Oder man sagt, diese Verantwortungsbereitschaft sei ganz selbstverständlich an einem Ort, der das Prinzip tätiger Nächstenliebe zum Programm erhoben und sich seit je um das Wohl der Schwächsten verdient macht. Und dann setzt man sich mit der für die Franckeschen Stiftungen prägenden Mischung von Pragmatik, Solidarität und Zukunftsgewissheit an einen Tisch und plant, was zu tun ist. Schritt für Schritt wird das gehen. Unter Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte, die in den Stiftungen beheimatet sind – der Wissenschaft, der Schulbildung, der Musik, der Kunst, der Kultur und selbstverständlich auch des Handwerks – sonderlich des Bäckerhandwerks, dessen Vertreterinnen und Vertreter im Vorfeld des „Tages des offenen Denkmals“ schon einmal das Anheizen des Ofens in die Kalender eingetragen haben. Es gibt frisches Roggenbrot wie zuvor. Dieses Jahr wird zusätzlich Naan gebacken. Das Rezept ist bekannt in Halle, seitdem vor dreihundert Jahren Franckes Missionare aus Indien berichtet haben: Joghurt und Mehl. Etwas frische Hefe für den Vorteig, dann formen und backen. Aber das machen die Kinder. Die aus Halle. Mit denen aus Syrien.

* Dieser Text wird als Begleitessay zum Fotobuch „#francke. Ein fotografischer Essay von Andreas Herzau über die Franckeschen Stiftungen“ erscheinen. Herzau hat das Leben in den Franckeschen Stiftungen ein Jahr lang begleitet und wird seine Fotos und die zugehörige Publikation in einer Ausstellung im Historischen Waisenhaus ab März 2016 vorstellen.

#francke. Ein fotografischer Essay von Andreas Herzau über die Franckeschen Stiftungen (zu Halle). Halle 2016.

Ca. 128 Seiten, ca. 100 Fotografien. ISBN 978-3-447-10556-9